



Nutzen und Vergnügen

51

Freitag den 17. December 1824.

Der Carneol *).

(Wahre Begebenheit, erzählt von R. Mächler.)

Der Berg-Assessor L. in B. war bey seiner Anstellung daselbst dem geheimen Rathe P. vortheilhaft empfohlen worden. Er wurde daher von ihm und seiner Gattinn sehr gastfreundlich und zuvorkommend aufgenommen. Bald hatte er, wie ein Mitglied der Familie, freyen Zutritt im Hause, und es währte nicht lange, so entstand zwischen ihm und der ältesten Tochter Julie eine wechselseitige zärtliche Zuneigung. Die Ältern des Mädchens hatten nichts dawider, da der Assessor bey seinen Vorgesetzten, und bey allen, die ihn kannten, in Achtung stand, er für einen in seinem Fache sehr geschickten Mann, fleißigen Arbeiter und gewandten Geschäftsmann galt, und die nahe Aussicht zu einem einträglichen und ehrenvollen Posten hatte. Indessen lag ein Grund seines Betragens, hauptsächlich seines Dienst-eifers, wohl mit in einem unverkennbaren Zuge seines Charakters, dem Ehrgeize. Er brannte voll Begierde, recht schnell seine Carriere zu machen, und dabey war er argwöhnisch. War das junge Paar zwar noch nicht förmlich verlobt, so galt es doch schon allgemein dafür, und beyde erwiesen sich dabey auch unbefangen alle die kleinen Aufmerksamkeiten, die nur unter solchen Verhältnissen erlaubt und erfreulich sind.

Der Assessor hatte Julien an ihrem Geburtstage mit einem Geschenke, als Angebinde überrascht, das ihr

sehr lieb war. Es bestand aus Göthe's und Schiller's Werken, um die sie den Vater oft vergebens gebethen hatte. Des Assessors Geburtstag war einige Monate nachher; eine Freundin Juliens hatte ihm auf eine listige Weise den Tag entlocken müssen; denn so oft sie selbst, wie nur hingeworfen, darnach fragte, umging er, eine versteckte Absicht darunter merkend, die bestimmte Antwort.

Julie hat ihm dazu eine geschmackvolle Goldbörse von grauen Perlen, und verziert durch ein Gewinde von Rosen und Vergifmeinnicht verfertigt, und da der Assessor ein großer Freund von Mineralien und Steinen war, so gab ihr der Vater einen sehr großen, reinen, geschliffenen Carneol, um ihn in die Börse zu legen. Diese Gaben erhielt L. an seinem Geburtstage aus den Händen der Geliebten, als er von den Ältern bey einem freundschaftlichen Abendessen durch andere kleine Geschenke und herzliche Glückwünsche von der P.'schen Familie überrascht wurde.

So erfreulich ihm auch alles war, was man ihm so wohlwollend dargebracht, so waren ihm doch die Börse und der Carneol über alles werth. Die erstere, weil sie von den Händen seines lieben Mädchens verfertigt worden, der Stein aber nicht bloß, weil er ihn von dieser erhalten, sondern auch, weil er in ihm als ein Kenner solcher Steine, eine Seltenheit fand. Der Carneol war zu groß, um als Siegelring gebraucht werden zu können; damit er ihn aber stets bey sich trüge, ließ er ihn sauber in Gold als Petschaft fassen, und trug ihn an der Kette seiner Uhr. — Vielfältig zeigte er ihn Kunstverständigen als eine Merkwürdigkeit, und

*) Aufmerkf. Nr. 119.

es freute ihn ungemein, wenn diese hierin seiner Meinung beystraten.

An einem schönen Sommertage wollte die P.'sche Familie eine Lustfahrt nach Ch. machen. Er wurde eingeladen, Theil daran zu nehmen. Amtsgeschäfte hinderten ihn, er versprach aber nachzukommen. Es war schon ziemlich spät, als er seine Berufsarbeiten beendet hatte; er befahl seinem Bedienten, ihm schleunig ein Reispferd zu verschaffen. So schnell dieser Auftrag auch ausgerichtet wurde, so verging doch der Assessor darüber vor Ungeduld. Das Pferd wurde vorgeführt; er schwang sich hinauf, und im gestreckten Galopp traf er in Ch. ein, als eben der geheime Rath P. mit den Seinigen abfahren wollte. Julie machte ihm Vorwürfe über sein verspätetes Ausbleiben; so sehr ihm aber dieß hätte schmeicheln sollen, so fand er sich im Gegentheile dadurch gekränkt. Er behauerte; es sey ihm unmöglich gewesen, früher zu kommen. — „Unmöglich!“ sagte sie, „wer es recht herzlich meint, dem ist nichts unmöglich.“ Man fuhr nach B. zurück. Der Assessor wollte sich, verstimmt, an einer Querstraße beurlauben, um gerade nach seiner Wohnung zu reiten. — „So kommen Sie doch mit uns,“ sagte die geheime Rätzhin. — „Ich habe noch zu thun!“ war die Antwort. — „So spät werden Sie doch nicht arbeiten wollen?“ meinte der geheime Rath. „Seyen Sie doch kein Thor! Morgen ist ja auch noch ein Tag.“ — „Ich muß aber mein Pferd an den Vermiether abliefern lassen.“ — „Leere Entschuldigung! Sie kommen mit zu uns, dabey bleibt es, und mein Bedienter kann das Pferd an Ort und Stelle bringen.“

Julie sagte kein Wort. Des Assessors Weigerung hatte sie verdressen. Er gab dem Verlangen ihrer Aeltern nach, und brachte den Abend in deren Hause zu. Die kleinen finstern Wolken zerstreuten sich bald. Es bedurfte nicht viel, daß Julie eingestand, sie habe ihrem Geliebten unrecht gethan; nach einem solchen kleinen Zwiste sind die Herzen gewöhnlich noch zärtlicher; der Assessor dachte nicht an's Weggehen, bis ihn endlich das drey-mahlige Rufen des Nachtwächters erinnerte, daß es schon um die Geisterstunde sey. Er beurlaubte sich, eilte in seine Wohnung zurück, und müde von den Anstrengungen des Tages, dem raschen Ritze und dem späten Aufstehen, suchte er möglichst

schnell sein Lager. — Als der Assessor am folgenden Morgen aufgestanden war, und nach seiner Uhr sah, vermiste er aus seinem Petschafte den Carneol. Er erschrak heftig, versank dann in ein tiefes Nachdenken, und schellte seinem Bedienten. Als dieser eintrat, fragte er ihn: „Wo ist der Stein aus dem Petschafte hier?“ — Diese Frage wurde mit solcher Heftigkeit gemacht, und auf dem ganzen Gesicht des Assessors zeigte sich eine solche auffallende Gemüthsbewegung, daß der eingeschüchterte Bediente erblaste, und mit zitternder Stimme erwiderte: „Herr Assessor, ich weiß es nicht!“ — „Du weißt es nicht? Gottlieb, besinne dich!“ — „Ich werde ihn doch nicht aus dem Petschafte brechen?“ — „Wer sagt das; aber du hast ihn hier gefunden, und willst ihn nicht wieder herausgeben.“ — „Ich ihn gefunden? Herr Assessor, ich schwöre es Ihnen vor Gott, ich will nicht selig werden, wenn ich ihn gesehen habe.“

L. war fest überzeugt, daß er noch gestern in der Nacht, als er sich entkleidet, und die Uhr auf seinen Arbeitstisch gelegt, den Carneol gesehen hatte, er mußte also nach der Zeit weggekommen seyn. Niemand kann in sein Zimmer, als sein Bedienter, dieser hatte die Gewohnheit, des Morgens nach der Uhr zu sehen, was es an der Zeit sey, um ihn dann zu einer bestimmten Stunde zu wecken, falls er noch nicht erwacht sey; der Stein, dachte er, hatte sich etwas von der Fassung gelöst, und sein Diener der Versuchung nicht widerstehen können, ihn zu entwenden, da er so oft gehört, daß er viel werth sey. Er drang also aufs neue in den Bedienten, nicht hartnäckig zu läugnen; er versuchte Drohungen und Bitten. „Gottlieb! wenn du mir den Stein in der Güte zurück gibst,“ sagte er, „soll alles vergeben und vergessen seyn; ja, ich will dir noch einen Friedrichs'or schenken, denn es liegt mir gar viel daran.“ „Und wenn Sie mir tausend Thaler geben, mich zeitlebens glücklich machen wollten,“ erwiderte der Bediente, „so bin ich doch nicht im Stande, Ihnen den Stein zu schaffen. Ich habe ihn nicht, und weiß auch nicht, wohin er gekommen ist.“ — Als der Assessor noch immer bey seiner Behauptung beharrte, so wurde der Bediente endlich trotzig und sagte: „Zum Diebe lasse ich mich nicht so um nichts und wieder nichts machen. Wenn Sie mich

dafür halten, so ist es am besten, Sie geben mir meinen Abschied. Ich entsage Ihnen hiermit meinen Dienst.“ — Das hieß Ohl ins Feuer gießen. — „Das versteht sich von selbst, daß ich dich nicht weiter behalten kann und mag; aber damit ist die Sache noch nicht beendet. — „Thun Sie, was Sie wollen; ich kann es mir gefallen lassen.“

Der Assessor hätte alles lieber vermist, als diesen Carneol; er ging deshalb sogleich zu dem Polizey-Commissär des Reviers, und machte ihm den Vorfall bekannt. — „Nach Ihrer Erzählung,“ sagte dieser, „ist es zwar nicht unwahrscheinlich, daß der Bediente den Carneol gefunden, und sich zugeeignet hat. Er kann aber auch, da Sie ihn noch gestern spät gesehen haben, in Ihrem Zimmer verloren, und irgend wo hingerollt seyn. Haben Sie schon ihr Zimmer genau untersuchen lassen?“ — „Nein!“ — „Nun thun Sie das, und wenn er sich nirgends findet, so haben Sie die Güte, und bemühen Sie sich wieder zu mir, dann wollen wir weiter von der Sache sprechen.“

Die Untersuchung geschah; man fand nichts, und der Assessor zeigte dieß dem Polizey-Commissär an. Dieser äußerte großes Bedenken, unter den obwaltenden Umständen; auf einen so wenig begründeten Verdacht, irgend ein Verfahren wider den Bedienten einzuleiten. „Dazu gehören noch andere Indica,“ sagte er, „hat Ihr Bedienter Ihnen den Carneol wirklich entwendet, so ist es doch nur geschehen, um ihn zu verkaufen. Machen Sie also den Verlust desselben in den öffentlichen Blättern bekannt, und versprechen Sie demjenigen, der Ihnen wieder zu dessen Besitz verhilft, eine verhältnißmäßig ansehnliche Belohnung, so erhalten Sie ihn nicht nur wieder, sondern kommen auch dem Diebe auf die Spur.“ — Dieser Rath war dem Assessor, bey seiner Lebhaftigkeit und der Unruhe über den Verlust des theuern Angebindes seiner Geliebten nicht sehr willkommen; die Hoffnung, dadurch sein verlorenes Kleinod wieder zu erhalten, und den Dieb auszumitteln, war zu weit aussehend und ungewiß, aber ihm blieb nichts übrig, als sich darein zu fügen.

(Der Beschluß folgt).

Neue Aufbewahrungsart des Getreides.

(Aus der allgemeinen Handlungszeitung).

Graf Dejean hat von 1819 bis Ende 1822 mehrere Versuche im Großen, über die Aufbewahrung des Getreides und Mehles in luftdichten Gefäßen angestellt, welche vollkommen gelungen sind. Da bey Ausschluß der Luft (trockne) Körper sich nicht verändern, und eben so wenig Thiere leben können, so bleibt das Getreide gut und verliert am Gewicht nicht das geringste. Zu den luftdichten Gefäßen wählte er Cylinder aus starkem gegossenen Bley, welche mit dem Getreide angefüllt, und dann mit einem Deckel bedeckt wurden, den er anlöthete. Cylinder haben bey dem größten Inhalt die kleinste Oberfläche und verbiegen sich nicht, weil der Druck des Getreides auf sie gleichförmig wirkt. Geschlagenes Bley taugt nicht, weil es leicht von außen nicht bemerkbare verdeckte Risse haben kann; auf Stein gegossenes ist weit besser als auf Sand gegossenes. Die Gefäße sind vollkommen luftdicht zu verlöthen, denn wo der kleinste Riß ist, dringt Feuchtigkeit und Luft ein, welche das daranliegende Getreide oder Mehl verdirbt. Solche Gefäße können eben so gut in den feuchtesten Kellern, als auf Böden stehen, da die Feuchtigkeit nicht an das Getreide kommt, und höchstens außen etwas das Bley angreift. Kornwürmer, die man mit dem Mehl in sie einschließt, kommen um, oder bringen, ohne von der Stelle zu gehen, und zu verzehren, ihr Leben in einer Art Schlaf zu, daher man sie nicht zu fürchten braucht. Die Kosten der bleyernen Cylinder sind nicht bedeutend, und werden um so geringer, je größer man sie macht; auch hat das Bley an sich noch so viel Werth, daß man, wenn sie unbrauchbar werden, noch 62 Procente davon lösen wird.

Durch das Schimmeln des Getreides, das auf der Oberfläche von Haufen liegt, entsteht ebenfalls ein luftdichter Überzug, welcher das darunter befindliche vor dem Verderben sichert. Durch einen solchen Schimmelüberzug fand man einst zu Metz Getreide gut erhalten, das bey einer Belagerung im Jahre 1578 in ein unterirdisches Gewölbe gebracht worden war. Einige Hamburger Handelshäuser bedienen sich desselben Mittels. An einem Orte, wo Mäuse nicht hinkommen können, wird Getreide in dicken Haufen aufgeschüttet,

worauf bald eine Rinde entsteht; der Käufer untersucht das Innere unter der Rinde, das gut erhalten ist. Hierdurch geht jedoch ein nicht unbedeutender Theil zu Grunde. — Bey dem Feldzug Massena's in der Schweiz, haben die Franzosen sehr gutes Brot aus Getreide gebacken, das in den städtischen Magazinen auf diese Weise sich vollkommen gut erhalten hatte.

Das Blej zu den Gefäßen wird zwey Millimeter dick auf Stein gegossen, so daß ein Vierck Meter nicht weniger als 22 und nicht über 27 Kilogramme wiegt. Es kostet 90 Cent. das Kil. unverarbeitet, und verarbeitet 115 bis 114 mehr, oder 2 Fr. 20 C. Die Kosten nehmen mit der Größe der Cylinder ab. In einem Gefäß aus 150 Kil. Blej, von 1 Würfelmeter Inhalt, gehen 10 Hectoliter oder 7 1/2 metrische Centner Weizen, und die Kosten betragen 180 Fr.; in eines von 8 Würfelmeter Inhalt gehen 520 Hectol. oder 3840 Cent. Getreide, es sind dazu 9600 Kil. Blej nöthig, und die Kosten betragen 11,520 Franken.

Diese Kosten sind weit geringer als die der Erdgruben, welche Ternaux errichten ließ, und welche an sich gar keinen Werth haben; auch erhält sich in denselben das Getreide nicht so gut.

Von dieser Aufbewahrungsart können die Landwirthe, Kaufleute und die Regierungen, welche Magazine halten, großen Nutzen ziehen, besonders aber die Schifffahrt, namentlich wenn man Getreide nach fernem Colonien senden muß.

Bey Dejeans Aufbewahrungsart ist die Ausschließung der Luft und Feuchtigkeit die einzige wirkende Ursache. Man kann daher auch Gefäße aus jedem andern Metall, aus Zink oder verzinnem, und mit Theer oder Firniß überzogenem Eisenblech (um das Rosten zu hindern), oder hölzerne, mit getheerter Leinwand überzogene und mit Ohl oder Pech getränkte Gefäße nehmen; oder hölzerne getheerte, und innen mit dünnem Blech überzogene Gefäße. Für Früchte, Rosinen, Zwetschgen würden ähnliche (aber mit Firniß überzogene) Metallgefäße sehr gut seyn. Am meisten aber ist die Aufbewahrung in metallenen Gefäßen, oder bey kleinen Mengen, in Glasflaschen den Samenhandlungen zu empfehlen, weil in solchen der (trockene) Same seine Keimkraft nicht verlieren kann.

Kammfabrication.

In Wien und in Oesterreich überhaupt hat sich seit einigen Jahren die Kammfabrication so gehoben, daß die Fabricate den besten englischen und französischen gleichkommen, und nicht nur den Bedarf des Inlandes befriedigen, sondern bereits in bedeutender Menge nach Italien und anderwärts ausgeführt werden. Zum Theil hat die Staatsverwaltung hierzu durch Aufhebung mancher lästigen Bande des Zunftzwanges beigetragen, und demnach auch hier gute Früchte aus dem seit mehreren Jahren befolgten Systeme der allmählichen Beseitigung jener unnatürlichen Beschränkungen der Thätigkeit geerntet. Magno in Wien wendet eine eigene Maschine zum Schneiden der Zähne an. Die übrigen Fabricanten befolgen noch die alte Schneidart, nach welcher ein fleißiger Arbeiter täglich 12 bis 18 Stück schneiden kann. Zu wünschen wäre es, daß ihnen die in Frankreich gebräuchliche Maschine bekannt wäre, mit der ein Arbeiter täglich 70 bis 82 Stück schneidet, und zwar in solcher Feinheit, daß auf den Zoll 40 bis 48 Zähne zu stehen kommen. Eben daher werden enge Kämme noch nicht so gut gemacht, wie in Frankreich, während die Chignonkämme bereits die französischen an Güte übertreffen.

Vierspaltige Charade.

Wenn Geister in den Ersten mich umweben,
Und linde Kühlung säuselt durch die Flur,
Dann fliehen fesselfrey durch den Azur
Des Himmels, meine Leisten zu den Höhen,
Wo sich der Welten tausend Kreise drehen,
Hinauf zum gü'tgen Vater der Natur,
Und leise beben meine Lippen nur,
Um Segen für Regionen zu erstehen.

Bereint umschweben sie bald stille Gräfte,
Aus eines Dritten edlem Geist' entsoh'n;
Bald sprachen sie dem kühnen Laster Hohn:
Bald weh'n sie dir der Hoffnung Balsamdüfte,
Und flügeln durch des Himmels Ätherlüfte,
Zum Urlicht dich, der Ewigleiten Sohn.

Auflösung des Räthfels in Nr. 37:

E i n e .